

Nr. 197. Bromberg, den 29. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

18. Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Als Gustav Schnaase in die Gasse einbog, um ganz von ungefähr beim Schlosser Hallberger vorbeizukommen, sah er den Kanzleirat Schützinger vor der Kirche stehen.

„Sie hier?“ fragte er ihn mit schlauem Augenzwinkern, das der würdige Beamte nicht zu verstehen schien, denn er sagte:

„Wissen Sie, dieses Portal ist nämlich sehr interessant. Ich möcht' bloß wissen, ob unser Münchener Asam in gewisser Beziehung dazu steht . . .“

„Das is mir schnurz un piepe, Herr Kanzleirat. Für olle Klamotten habe ich für meine Person nischt übrig. Und vielleicht interessieren Sie sich auch 'n bißchen für so was? . . .“ Er plinkerte nach dem gegenüberliegenden Hause, wo Mizzi Spera am offenen Fenster in einem Buche las.

„Wieso?“ fragte Schützinger.

Aber seine Zurückhaltung hielt nicht stand vor dem humorvollen Augenspiele Schnaases, und er verzog den Mund zu einem vielsagenden Lächeln.

„Die Dame soll beim Theater sein. In Berlin . . .“ sagte er.

„Aha! Auch schon Erkundigungen eingezogen! Spiegelberg, ich kenne dir! Und mir wollense was erzählen von ollen Portalen!“

„Ich hab' durch einen bloßen Zufall . . .“

„Jawollja . . .“

„Glauben Herr Schnaase, daß eine Annäherung überhaupts im Bereich der Möglichkeit liegt?“

„Bereich der Möglichkeit? Hören Sie mal, verehrter Herr Kanzleirat, Sie sind das, was ich ne komplizierte Natur nenne, und Sie haben starke Hemmungen, wie man zu sagen pflegt. Glauben Sie zum Beispiel, daß die junge Dame wirklich liest, oder sind Sie nich auch davon überzogen, daß sie uns aufs genaueste beobachtet?“

„Herr Schnaase scheinen ein gewiegter Kenner zu sein?“

„Man hat manches erlebt und gesehen und is mit Spreewasser getauft . . .“

„Es wär' vielleicht sehr int'ressant, wenn man mit dem Fräulein in ein Gespräch kommen könnt'.“

„Na, sprechen Sie sie doch an . . . Sehense nur, sie lächelt . . .“

„Ich hab' das auch schon in Erwägung gezogen, aber — erstens, man weiß halt doch nicht g'wiß, ob die Dame selbst . . . net wahr . . . eine derartige Freiheit hinnimmt, und zweitens, ob nicht die Eltern . . . net wahr . . . einen solchen Schritt übel auffassen . . .“

„Was ich Ihnen sage, Herr Kanzleirat, Sie leiden an Hemmungen. Denn erstens, nich wahr, is es klar, daß sich das Mädchen langweilt, und Langeweile is jut für unsere Pläne . . . un zweitens is es ausgemacht, daß sie keine zarten Rücksichten auf ihre Familie nimmt, sonst wäre sie vermutlich nich zum Bummstheater gegangen. Überhaupt: Familie spielt keine Rolle bei so was.“

„Man sollte es allerdings glauben . . .“

„Und Ihre letzten Zweifel werden bald behoben werden. Ich will mal das Terräng erkundigen . . .“

„Herr Schnaase, wollen wirklich . . .?“

„Ja, ich studiere hier nich Portale. Ich gehe jetzt in den Laden und werde schon sehen. Kommen Sie mit?“

„Ich weiß net, ob . . .“

„Herr Kanzleirat! Unter meiner Führung können Sie noch ganz andere Expeditionen unternehmen . . . sehense, sie lächelt . . . Ich kann doch im Laden 'n Vorhängeschloß kaufen oder so was. Immer rin ins Vergnügen!“

Schnaase ging flatt voran; Schützinger folgte zögernd. Die Ladenglocke läutete schrill, und eine dicke Frau kam, die freundlich lächelte und die fremden Herren begrüßte.

„Sagen Sie mal, kann ich mir 'ne Eisenspitze an meinen Spazierstock machen lassen Hier geht das immer so bergauf und ab, und da is mir die Beinzwinge doch zu schwach . . .“

„Eine Eisenspitz' woll'n der Herr?“

„Ne tüchtige Spitze, daß man in diesem sogenannten Voralpenlande sich ornd'lich drauf stützen kann . . .

„Ich glaub' schon, daß ma dös mach'n kann.“

„Glauben Sie? Bong! Und wie lange dauert das wohl?“

„Leider is mein Mann g'rad heut' net daheim, aber i kann ja an G'sell'n frag'n . . .“

„Ihr Mann is nich zu Hause?“

„Leider net. Er hat a Geschäft in Piebing beim Klaiberbräu . . .“

„So? Na, dann komme ich 'n andersmal vorbei . . .“

„Aber da G'sell wisset dös scho auch . . .“

„Nee, so pressant is die Sache nich. Ich spreche nächstens wieder vor . . . ja . . . was ich noch fragen wollte! Wohnt nich bei Ihnen eine Dame aus Berlin?“

„Eine Dame aus . . .“

„Ich bin nämlich selbst Berliner, und ich hörte zu meinem freudigen Erstaunen, daß hier 'ne bekannte Künstlerin . . .“

„Dös is ja mei Marie! Der Herr meinen mei Tochta!“ rief die Hallbergerin freudestrahlend . . . „Am End' kennen der Herr mei Tochta?“

„Persönlich habe ich leider nich den Vorzug . . . aber darf ich fragen, wie is denn nu gleich der Name?“

„Marie Hallberger.“

„Hallberjer . . . Hallberjer . . . ich muß doch den Namen gehört haben . . .“

„Als Künstlerin hoaßt si mein Marie net a so . . . da hoaßt si Mizzi Schpera . . .“

„Na also! Na natürlich! Unsere Mizzi Spera!“

Schnaase rief es so laut, als feiere er ein freudiges Erkennen.

„Wenn da Herr an Aug'nblick wart'n woll'n, nacha ruf' ich ihr . . .“

„Sehr verbunden.“

Die Hallbergerin eilte aus dem Laden, und Schnaase lächelte dem Kanzleirate zu.

„Na — was sagense nu?

„Sie haben scheinbar eine große Übung in solchen Affären."

„'n Schlummerkopp war ich nie, da könnense ruhig Gift druff nehmen. Übrigens unter uns. Die Bummsdiwa hat doch auf den Momang gewartet! Oder glaubense wirklich, sie hat Schillern gelesen?"

Mizzi Spera trat ein. Das heißt, sie trat auf.

Ihr Gesicht hatte einen hoheitsvollen, abweisenden Ausdruck, die Brauen waren zusammengezogen, eine Falte stand senkrecht über der Nasenwurzel. Man sah, daß eine Künstlerin nicht so mir nichts dir nichts zu sprechen war.

Der strenge Zug milderte sich, als Mizzi in Herrn Schnaase den echten Vertreter einer Lebensfreude erkannte, die nach Mitternacht im Friedrichstraßenviertel unter schiefsitzenden Zylinderhüten aufblüht. Er verschärfte sich wieder, als sie den Kanzleirat ansah.

Ungebügelte Hose, Banausenschuhe, Buchhalter — Beamter.

„Sie wünschen?" fragte sie eisig.

„Ich konnte es mir nicht versagen, unserer berühmten Mizzi Spera meine Aufwartung zu machen, und meine Huldigung darzubringen. Ich bin nämlich aus Preußisch-Berlin, und begrüße den glücklichen Zufall, der mir hier in dieser verlassenen Ecke eine Gelegenheit bietet, nach der ich in Berlin vergeblich geschmachtet habe . . . übrigens gestatten Sie . . . Rentier Schnaase . . . nee wirklich, ich mußte ausgerechnet nach Altaich kommen, um endlich die Freude zu erleben . . ."

Schnaase hätte seinen Satz noch so lang gezogen wie flüssigen Zuckersaft, aber sein Gefährte trat vor und verbeugte sich, wie er es vierzig Jahre vorher in der Tanzstunde gelernt hatte.

„Erlaube mich vorzustellen, Kanzleirat Schützinger, im Ministerium des Innern aus München . . ."

„Nehmen Sie, bitte, Platz!" sagte Mizzi Spera mit einem müden Augenaufschlage. „Ach ja . . . es sind wohl keine Stühle hier?"

Die Hallbergerin, die entzückt daneben stand und sich innerlich fragte: „Jessas! Wo 's no g'rad dös Madl her hat?" sagte dienstbeflissen: „I hol' glei a paar Sessel eina."

„Nicht in den Laden!" entschied Mizzi. „Man muß den Banausen nicht Anlaß zu törichten Reden geben. Wir wollen ins Gartenhaus gehen . . ."

„Wie Gnädigste befehlen . . ."

„I woaßt net", fiel die Hallbergerin ein, „da sechat ma von da Werkstatt aus nei, und da hätt' bloß der Lehrbua allaweil d' Nas'n am Fensta. Mie gengan ins Wohnzimmer nauf, wenn de Herr'n Zeit hamm . . ."

„Gut! Begeben wir uns in den ersten Stock!" sagte Mizzi mit einem einladenden Verneigen des Hauptes.

Man begab sich ins Wohnzimmer, und der noch unverdorbene Schützinger hatte in dem bürgerlichen, sauberen Zimmer doch das Gefühl, daß sein Abenteuer nicht recht in die Umgebung passe.

Das große Lederkanapee, auf dem er neben Schnaase Platz nahm, seufzte unter den leichtsinnigen Besuchern, denn es gehörte zum Ausrasten nach ehrlicher Arbeit. Über der Kommode hingen Bilder von alten Hallbergern, die aus hohen Krägen ihre geröteten, ehrbaren Gesichter hoben und ihn ebenso strafend anschauten wie die alten Hallbergerinnen, die Riegelhauben trugen und gewiß kein Verständnis hatten für fremde Männer und ihre Lüderlichkeiten.

Dazwischen hing ein Spiegel, der dem Kanzleirate das Bild eines erhitzten alten Herrn zurückwarf, der für Dummheiten nicht mehr jung genug war. Er rutschte unbehaglich vor und wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirne.

Aber was war dieser Schnaase für ein gewandter Großstädter!

Die Rede floß ihm von den Lippen, und er wußte nichts von Bedenken, die langjährige Bureauvorstände am richtigen Sichausleben verhindern.

„Nu sagen Sie mal bloß, Gnädigste, was machen Sie hier? Haben Sie sich hierher zurückgezogen, um in Einsamkeit und Stille die Sachen zu studieren, mit denen Sie uns Berlinern die Köppe verdrehen? Ich hätte Sie doch nur in 'nem Seebad gesucht. In Norderney oder auf Westerland . . ."

„Seebäder liebe ich nicht", erwiderte Mizzi. „Der Ton ist mir, aufrichtig gestanden, zu frivol, und gerade als Künstlerin ist man peinlichen Aufmerksamkeiten zu sehr ausgesetzt."

„Ach ja . . . Sie denken an Badekostüm, aber sehen Sie mal . . ."

„Ich finde es genant, in dem Kostüm beobachtet zu werden. Diese Herren mit Feldstechern finde ich unausstehlich."

„Aber Gnädigste, das ist doch nicht so schlimm!" sagte Schnaase flehend. „Warum soll man nicht ein ganz kleines bißchen die Nixen bewundern dürfen, die . . ."

„Chacun à son goût! Ich kann es nun mal nicht ertragen."

Es lag soviel Hoheit in ihrem Tone, daß sich die Mutter wiederum wundern mußte.

„Jessas! Jessas! Wo 's no g'rad dös Madl her hat?"

„Ich gebe zu," sagte Schnaase, „daß Gnädigste hier ungestörter leben, aber die Menschheit hat doch 'n Recht darauf, die mondänen Schönheiten zu sehen."

„Vielleicht. Aber wir haben auch das Recht, uns von den Anstrengungen der Saison zu erholen. Ich wollte sogar ursprünglich nach Zoppot . . ."

„Zoppot! Da schlag eener lang hin! Das is doch mein gewohnter Aufenthalt! Das wäre nu wirklich Pech gewesen, Sie an der Ostsee und ich hier am Ufer des . . . na, wie heißt der Tümpel?"

„Sassauer See," half der Kanzleirat aus.

„Am Ufer des Sassauer Sees . . . nee, da hat mich nu doch der Zufall nich so aufsitzen lassen."

„Zufälle spielen oft seltsam", sagte Mizzi. „Aber Mama, könnten wir den Herren nicht mit Kaffee aufwarten?"

„Nur keine Störung, meine Damen! Wir kommen Ihnen da hereingeschneit . . ."

„Wegen mir wirklich nicht!" rief Schützinger.

Die Hallbergerin war aber schon Feuer und Flamme.

„Na . . . na! Die Herr'n kunnt'n ja glaab'n, mir wiss'n net, was si g'hört! I mach g'schwind an Kaffee, und an Lehrbuabn schick i zum Roichl nüber um a Tort'n . . ."

„Nee, verehrte Frau Hallberjer . . ."

„Mir wiss'n do, was si g'hört . . ."

Mizzi warf der Alten einen so fürchterlichen Blick zu, daß sie rasch in die Küche wegeilte.

Als sie draußen war, fühlte Schnaase sich verpflichtet, ein wenig unternehmend zu werden, damit der Kanzleirat merken könnte, was ein Lebemann sei.

Er sprang vom Kanapee auf und drückte feurige Küsse auf die ringgeschmückte Hand der Bummsdiwa.

„Mein Herr!"

„Nur bewundernde Verehrung, Gnädigste!"

„Behalten Sie, bitte, Platz!"

„Wie Sie befehlen. Aber Sie glauben ja gar nich, wie ich von diesem Zusammentreffen entzückt bin. Ich sage mir, das is nich Zufall, das hat so kommen müssen. Glauben Sie nich?"

„Das Schicksal führt uns oft eigene Wege," erwiderte Mizzi.

Aber Konversation war nicht das, was Schnaase wollte. Und dem Knautschenberger, der neben ihm saß, mußte er doch ein Licht aufstecken.

„Liebes Kind", sagte er zärtlich, „nu sagen Sie mal aufrichtig, was Sie in dieses schauderhafte Nest geführt hat? Dalles — was?"

Blitzschnell streifte ihn ein Blick.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen . . ."

„Na, Kleine, tun Sie man nich so!"

„Mein Herr!"

„Sehen Sie, wenn ich das Glück gehabt hätte, Sie in Berlin kennen zu lernen, dann wären wir ganz bestimmt nich hier . . ."

Mizzi verstand nicht, aber Schnaase sprang wieder lebhaft auf und bedeckte ihren Arm bis zum Ellenbogen mit Küssen.

Dem Kanzleirat wurde es peinlich zumute. Er fürchtete, daß die Dame in starke Entrüstung geraten werde, aber sie wies den stürmischen Berliner bloß auf seinen Platz zurück.

Freilich mit tiefem Ernste.

Und um ihn zur Besinnung zu bringen, erzählte sie, daß sie kurz vor ihrer Abreise von Berlin einen peinlichen Auftritt mit dem Fürsten Walewski gehabt habe.

Er war mit ihr und dem Grafen Plantz und Olly Hannsen im Kaiserhofe gesessen, beim five o'clock und man hatte sich gut unterhalten, wie man sich eben in solchen Kreisen unterhält.

Mit einemmal, die Musik spielte gerade einen Turkey-Trott, mit einemmal kniff sie Walewski ins Bein.

Was glaubt so 'n Mensch? Weil er Fürst ist?

„Walewski!" sagte ich, „wenn Sie sich in meiner Gesellschaft befinden, dann betragen Sie sich auch darnach!"

Und dann war sie aufgestanden, und nur dem Zureden von Planitz war es gelungen, sie zurückzuhalten.

Aber Walewski konnte sich darauf verlassen, daß sie das letztemal mit ihm ausgegangen war.

Auf Schützinger machte die Erzählung starken Eindruck. Wenn nur sein Begleiter die richtige Nutzanwendung daraus zog und seine Begierde zügelte!

(Fortsetzung folgt.)

Die große deutsche Orgel.

Von Heinrich Federer.

So nenne ich unsere schöne, tiefe, heilige Muttersprache. Französisch klingt wie ein elegantes Streichorchester, Italienisch hat mehr Cello dabei und sonores Blech. Aber die deutsche Sprache ist Orgelspiel. Nicht daß sie süßer singt als der gallische oder voller und melodiöser als der römische Mund. Sie hat weniger vom einen, aber mehr von allem, sie ist reicher an Tönen, an Wandlungen, und vor allem an Kompositionsmöglichkeiten. Französisch ist ein edler Park, Italienisch ein großer, heller bunter Wald. Aber Deutsch ist beinahe noch wie ein Urwald, so dicht und geheimnisvoll, so ohne großen Durchgang und doch tausendpfadig. Im Park kann man sich nicht verirren, in der italienischen Waldhelle nicht so leicht und gefährlich; aber im Deutsch kann einer in vier, fünf Minuten im Dickicht verschwinden. Darum, weil der Weg so schwierig scheint, suchen die meisten möglichst geradlinig hindurchzumarschieren, was eigentlich gegen die Natur dieser Sprache ist. Sie wi gewiß eine Hauptrichtung, aber ladet durch hundert Pfade und Pfädchen nach links oder rechts bald aus ihr heraus, bald wieder in sie hinein.

Nun sollte man meinen, weil das Deutsch viel komplizierter als unsere Nachbarsprachen ist, werde es auch mit ebensoviel mehr Fleiß gelehrt und gelernt. Aber darin ist sich leider die ganze Welt einig, daß gerade das Gegenteil geschieht. Die deutsche Sprache war und ist heute noch das Aschenbrödel der Schule.

Das Geigenspiel lehrt dich ein Geiger, das Klavier ein Pianist, und je mehr du aus dem Stümpern zu einem ernsten Musiker erwachsen willst, um so vollkommener muß dein Meister sein. Willst du gar das Instrument beherrschen, so mußt du einen Herrscher zum Lehrer haben.

Aber für das mächtigste und schwierigste Instrument, das Orgelspiel der deutschen Sprache, soll das nicht gelten. Nicht die großen Dichter und die Könige der Prosa lehren uns Deutsch, nicht einmal ihre Jünger und Jüngersjünger, selten solche, die mit besonderer Anlage und Ergriffenheit an diesem Instrument studieren, sondern jeder Beliebige, wenn er nur die schwarzen und weißen Tasten und daraus die Tonleiter kennt, hält sich für berufen, sitzt auf der Orgelbank und schändet mit seinem armseligen Fingerschlag dieses Wunder der Musik, fälscht und macht Fälscher, verdirbt und macht Verderber.

Ich weiß wohl, in der Elementarschule gibt es wenig Platz für deutschen Klang und Stil. Die Grammatik frißt schier alle Zeit weg. Aber ist es denn unmöglich, dem Primarschüler schon hier das Grammatikalische in guter Form zu geben? Ist es vor allem möglich, schon den Schulknirps mit allen Mitteln zu überzeugen, daß er schreibe, wie er redet? Welch ein Deutsch gewänne man! Denn das Deutsch, das wir reden, gerade wir Mundartler der Schweiz, ist ein wunderbar echtes, gesundes, tapferes Deutsch. Man höre acht-, zehn-, zwölf-, vierzehnjährigen Kindern zu, ein wie prachtvoll stilistisches Deutsch sie reden, ein treffendes, plastisches, streng geformtes. Halb ist es traditionelles Erbe, halb instinktive Anlage, bis die Schulung und Kultur es mehr oder weniger verdirbt. Oh, wenn diese Sprache voll Erdgeschmack dem Kinde könnte erhalten, wenn sie durch kluge Anleitung in die Feder, ins Schriftdeutsche könnte übersetzt werden, ohne daß ihr Zucker und Salz verloren ginge, wie echt und einfach würde man schreiben.

(Aus: „Aus jungen Tagen")

Die Kolonie für Kinderreiche.

Wer in Berlin mit Kindern reichlich gesegnet ist, der ist übel dran. Nicht nur, was die Nahrungssorgen anbetrifft, die sind ja überall vorhanden. Aber die Wohnungsfrage ist es, die das meiste Kopfzerbrechen macht. Denn erstens einmal sind kinderreiche Familien in besseren Häusern nicht übermäßig gern gesehen, das war ja leider immer so, und zweitens brauchen kinderreiche Familien geräumige Wohnungen und die sind unerschwinglich teuer.

Eine Anzahl besonders kinderreicher Familien hat sich daher in Berlin zusammengetan, vor Jahren schon, und hat draußen, knapp an der Stadtgrenze, mit Unterstützung der Stadtgemeinde, eine Siedlung gegründet. Diese Kolonie ist seitdem gediehen und gewachsen und umfaßt heute schon mehr als 80 Familien. Das scheint wenig auf den ersten Blick. Aber die Sache sieht gleich ganz anders aus, wenn man erfährt, daß auf diese achtzig Familien mehr als 600 Kinder kommen. Der Durchschnitt ist hier in diesem Dorado für kinderreiche Familien sieben Kinder!

Es sind alles kleine, schmucke Häuschen, alle nach dem gleichen Muster serienweise erbaut, Jedes hat vier Wohnräume und die Miete beträgt monatlich 60 Mark. Für diesen Betrag erhält man in der Stadt kaum eine Zweizimmerwohnung im Hinterhaus. Hier aber gibt es keine Hinterhöfe, keine übelriechenden Luftschächte. Jedes Häuschen hat seinen Garten, dessen Ertrag dem Mieter zufällt. Und wem der Garten zu klein ist, für den sind vor den Toren der Kolonie riesige Spielwiesen vorhanden mit einem gigantischen Planschbecken, mit Sand und Turngeräten.

Die Kolonie verwaltet sich selbst. Sie wählt aus sich heraus einen Vorsteher. Der gegenwärtige Vorsteher, der es glücklich auf zehn Kinder gebracht hat, ist stolz darauf, daß die Kolonie nun endlich eine eigene Schule erhalten hat. Es ist zwar nur eine Notschule, aber mehr war bei den gegenwärtigen schlechten Zeiten eben nicht zu erreichen.

Es ist ein geradezu überwältigendes Bild, wenn man nachmittags, so um vier Uhr etwa, durch diese Kolonie schreitet. Die paar Erwachsenen verschwinden vollständig in dem stattlichen Regiment tobender und lärmender Kinder. Hier läßt man nämlich die Kinder im allgemeinen gewähren und das ist recht so. Sonst hätte man ja gleich inmitten des grauen Häusermeers bleiben können! Hier braucht man keine Angst vor Verkehrsunfällen zu haben, selten nur ist ein Auto zu sehen. Hier können die Kinder über die Straße laufen, ohne daß einem das Herz vor Angst stehen bleibt. Hier spielen die Kinder die Hauptrolle. Wenn das Planschbecken mit seinen riesigen Ausmaßen in vollem Betrieb ist, dann müßte auch dem grauesten Griesgram das Herz aufgehen. Tausend zappelnde Beine und Arme, ein wahres Chaos von Gliedmaßen und Wuschelköpfen! Wenn es Essenszeit ist, ertönt von der Kolonie her eine helle Glocke. Dann beginnt ein stürmischer Ausbruch dieser Kinderrepublik, ein tobender Wettlauf zu den Kochtöpfen, und dann wird es auf einmal still; denn jetzt werden 600 Mäuler gestopft.

Diese Kolonie ist — ein Idyll, sogar ein heroisches Idyll. Die achtzig Familien, die hier tagein, tagaus über sechshundert Mäuler zu stopfen haben, leisten ein Stück verschwiegenen Heldentums, das gar nicht laut genug gepriesen werden kann. Es muß wohl nicht erst hervorgehoben werden, daß kein einziger der Kolonisten besonders mit Glücksgütern gesegnet ist. Es sind fast alles Arbeiter, kleine Handwerker und Angestellte, die zum Teil mehr als eine Stunde Wegs zu ihrer Arbeitsstätte haben. Selbstverständlich hat die besondere Not der Gegenwart, die Arbeitslosigkeit, auch vor dieser Kolonie nicht Halt gemacht. Fast ein Viertel aller Kolonisten ist arbeitslos. Wenn bei einer siebenköpfigen Familie der Ernährer arbeitslos wird, dann ist das eine Katastrophe. Trotzdem trifft das

übel hier in der Kolonie nicht ganz so schwer, wie in der Stadt; denn für die Bewohner dieser Kolonie besteht eine Art Gesamthaftung für Mieten und Umlagen. Wenn also jemand ausfällt, müssen die anderen für ihn einspringen und wenn es gar nicht mehr geht, dann greift die Wohlfahrtsabteilung des Bezirks ein.

Wer in dieser Kolonie Aufnahme finden will, muß mindestens vier Kinder haben. Von mehreren Anwärtern werden immer die vorgezogen, die mehr Kinder haben. Die Leute aber, die nur vier Kinder haben, werden hier nicht ganz für voll genommen. Das eigentliche Vollbürgertum beginnt bei sieben Kindern. Die Krone und Zierde der Kolonie bilden fünf auserwählte Familien, die über zehn Kinder haben. Darunter ist der Ortsvorsteher mit 10 Kindern, ein Metallarbeiter mit elf Kindern, ein arbeitsloser Buchbinder mit 14 Kindern, ein Gärtner mit ebenfalls 14 Kindern und — ein Buchhalter mit sage und schreibe 20 Kindern!

Du lieber Gott, zwanzig Kinder! Gibt es so was überhaupt noch? Was macht eine Familie mit zwanzig Kindern? Was macht sie, wenn das Einkommen des Mannes noch nicht die Dreihundert-Mark-Grenze erreicht? Die Lösung des Problems ist ein einziges Wort: Kartoffeln! Mittags Kartoffeln, abends Kartoffeln. Hinzu kommt das Gemüse aus dem eigenen Garten, zwei Ziegen geben Milch, und sogar Obst fehlt nicht. Wäre das in der Stadt möglich? Nein!

Diese Kolonie zeigt deutlich, wie ein brennendes Problem mit etwas gutem Willen zu lösen ist. Wenn von Zweckverbänden und Kennern der Verhältnisse immer wieder darauf hingewiesen wird, daß es nicht der mangelnde Wille zum Kind ist, der die Hauptschuld am Rückgang der Geburten trägt, sondern der unerträgliche Zwang widriger Verhältnisse, schlechter Wohnstätten usw., dann ist diese Kolonie der sechshundert Kinder ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der letztgenannten Anschauung. W. F. E.

Der Tod des Sokrates.

Nach Platons „Phaidon" von Melchior Vischer.

Sokrates stand auf und ging ins Nebenzimmer, sich zu waschen. Kriton folgte ihm.

Die anderen blieben zurück und sprachen nichts. Denn sie wußten alle, daß sie ihn bald verlieren würden und dann verwaist und glücklos dahinleben müßten.

Nachher brachte man seine Kinder zu ihm. (Sokrates hatte zwei kleine Söhne und einen größeren.) Auch die Frauen seiner Verwandtschaft kamen alle. Er sprach mit ihnen in Kritons Gegenwart und trug ihnen seinen letzten Willen auf. Dann schickte er die Frauen und Kinder fort.

Die Stunde des Sonnenunterganges war nahe.

Kaum hatte sich Sokrates gesetzt, als der Bote der elf Richter hereinkam und sprach:

„Sokrates! Die anderen, die ich das Gift trinken hieß, verfluchten mich. Du aber wirst es nicht tun. Denn du bist gut und sanft. Keiner, der je hierher kam, war so wie du! Ich weiß, du wirst mir nicht zürnen, sondern nur denen, die mich schicken. Du weißt, was ich dir sagen soll. Lebe wohl und trage das Unabänderliche so leicht wie möglich!" Dabei weinte er, wandte sich ab und ging.

Sokrates sah ihm lange nach und sprach: „Auch du lebe wohl!" Dann sagte er leise: „Ich will es versuchen!"

Laut sagte er: „Er ist ein guter Mensch. Die ganze Zeit über hat er mitfühlend mit mir gesprochen. Nun beweint er mich. Kriton! Es wird Zeit. Bringe mir das Gift!"

Kriton antwortete: „Sokrates, sieh! Die Sonne rötet die Gipfel der Berge und ist noch nicht untergegangen. Ich weiß, daß andere — trotz des Befehles — erst spät das Gift genommen haben. Vorher aßen und tranken sie noch und hatten sogar Weiber bei sich! — Du hast noch Zeit, Sokrates!"

Sokrates schüttelte den Kopf: „Die, von denen du da sprichst, hatten recht; denn sie glaubten, etwas zu gewinnen. Aber auch ich habe recht, wenn ich es nicht tue. Denn ich gewinne nichts, wenn ich später trinke. Ich würde vor mir selber lächerlich werden, wenn ich so am Leben hängen und Augenblicke, die nicht mehr mein sind, erhaschen wollte!"

Da winkte Kriton einem Knaben, der in der Nähe war. Der Knabe gehorchte, ging hinaus und führte den Gefängniswärter herein, der einen Becher in den Händen hielt.

Sokrates fragte den Mann: „Was soll ich tun?"

„Wenn du getrunken hast, so gehe auf und ab, solange, bis dir die Beine schwer werden. Dann lege dich hin. So wird es wirken!" Mit diesen Worten reichte er den Becher.

Sokrates nahm ihn.

Er zitterte nicht. Er sah dem Wärter ins Gesicht und fragte beinahe heiter: „Darf man von dem Trank opfern?"

„Wir bereiten nicht mehr, als nötig ist!"

„Ich verstehe", sprach Sokrates, „aber zu den Göttern muß man doch beten, damit die weite Wanderung glücklich verlaufe. — Ich bete!"

Ruhig setzte er den Becher an und trank.

Seine Freunde und Jünger hatten sich bis jetzt zurückhalten können. Als sie ihn aber trinken sahen, da brachen sie in Tränen aus.

Kriton war aufgestanden und weinte leise.

Apollodor schluchzte. Keiner von den anderen blieb tränenlos.

Nur Sokrates war still.

Endlich sprach er: „Ihr seid seltsam! Ich habe doch die Frauen weggeschickt, damit sie nicht klagen! Denn ich habe gehört, es müsse Frieden um einen Sterbenden sein!"

Da schämten sich alle und weinten nicht mehr.

Sokrates aber ging auf und ab, bis ihm die Beine schwer wurden. Da legte er sich hin.

Der Wärter befühlte ihn und betastete von Zeit zu Zeit seine Füße und Schenkel.

Er faßte den Fuß, drückte ihn heftig und fragte Sokrates, ob er es spüre.

„Nein!"

Er faßte die Knie, und immer weiter am Körper hinauffühlend, zeigte er, wie Sokrates langsam kalt und starr wurde.

Er befühlte ihn nochmals und sagte leise: „Wenn es zum Herzen kommt, dann ist es vorüber!"

Plötzlich schlug Sokrates das Tuch zurück: „Kriton, wir schulden dem Asklepios noch einen Hahn! Versäume nicht das Opfer!"

„Es soll geschehen", antwortete Kriton, „hast du noch einen anderen Wunsch?"

Sokrates antwortete nicht mehr.

Seine Augen waren gebrochen.



Bunte Chronik



* **Giftige Vögel.** Nur an einem Platz der Erde, in Neu-Guinea, gibt es giftige Vögel, die von den Eingeborenen den Namen „Todesvogel" erhalten haben. Der Todesvogel ist etwa so groß wie eine Taube, und er kann seltsamerweise nicht besonders gut fliegen. Der Fang der Tiere wird dadurch den Eingeborenen beträchtlich erleichtert; selbstverständlich werden die gefährlichen Vögel gleich getötet. Der Biß des Todesvogels wirkt furchtbar. Menschen, die von ihm gebissen werden, empfinden augenblicklich einen stark stechenden Schmerz; sie verlieren sofort das Augenlicht, und es dauert meistens nur einige Stunden, bis der Tod eintritt. Es ist bisher noch niemals gelungen, einen vom Todesvogel gebissenen Menschen zu retten; selbst dann nicht, wenn das fragliche Glied sofort amputiert werden konnte.

Lustige Rundschau



* **Pech.** „Ich hab' kein Glück mehr!"

„Wieso?"

„Vor einem Jahr stirbt mein Onkel. Ich erbe zehntausend Mark. Vor einem halben Jahre stirbt meine Tante. Ich erbe wieder zehntausend Mark. Zwei Monate später gewinne ich in der Lotterie nochmals zehntausend Mark. Und seitdem ist es reinweg wie abgeschnitten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.